

Faszination

Sylt

Ekkehard Klatt
Siegfried Layda

Sylt

Faszination

Sylt

Ekkehard Klatt (Hrsg.)

Siegfried Layda (Fotos)

Ekkehard Klatt lebt seit 1961 in Nordfriesland und arbeitet als promovierter Geologe und Geotouristiker auf Sylt, auf Helgoland, in Skandinavien und der Republik Südafrika. Klatt unternimmt seit 1998 Wanderungen mit Gästen auf Sylt, ist seit 2015 als Reisebegleiter für die Hurtigruten in Norwegen tätig und betreut seit 2016 im Rahmen der Nationalpark-Partnerschaft Gäste am Wattenmeer.

Siegfried Layda, technisches Fachhochschulstudium, danach langjähriger Aufenthalt in Afrika. Dort widmete er sich einer autodidaktischen Fortbildung im Bereich der Fotografie mit Fernstudium (Famous Photographers School). Nach seiner Rückkehr besuchte er die Freie Kunstschule Wiesbaden. Seit 1988 ist er als Foto-Designer tätig.

Ernst Penzoldt (1892-1955) war deutscher Schriftsteller, unter dem Pseudonym „Fritz Fliege“ auch Bildhauer, Maler, Zeichner und Karikaturist.

Georg Quedens, geb. 1934 in Norddorf auf Amrum, lebt auf seiner Heimatinsel als freiberuflicher Schriftsteller und Fotograf.

Fritz J. Raddatz (1931-2005) war Feuilletonist; Essayist, Biograf und Romancier.

Hartmut Schiller, geb. 1957, ist Historiker (M.A.) und leitet seit 1998 die Akademie am Meer Klappholtal auf Sylt.

Carsten Stick, geb. 1948, Promotion und Habilitation (1986) in Kiel, seit 1997 Professur für Medizinische Klimatologie an der Christian-Albrechts-Universität, bis 2013 Direktor des gleichnamigen Universitätsinstituts mit einer Außenstelle in Westerland auf Sylt.

Inhalt

Faszination Sylt

8 Fritz J. Raddatz: Ein Wunder namens Sylt

Der Himmel über Sylt

24 Carsten Stick: Wetter, Wind und Wolken

Das Meer

48 Ernst Penzoldt: Sturm

52 Ekkehard Klatt: Insel zwischen zwei Meeren

Die Natur

98 Ekkehard Klatt: Natur und Naturschutz

Sylter Traditionen

140 Georg Quedens: Friesenhäuser und Friesenkirchen

152 Hartmut Schiller: Das große Fest – Sylter Kulturerbe

160 Impressum/Karte

Faszination

Sylt

Fritz J. Raddatz

Ein Wunder namens Sylt

Dinieren Möwen? Küssen Quallen? Wispern Igel? Jedenfalls ist es ein eigenartiges Bild, die Möwen – exakt zu den wechselnden Gezeiten – bei Niedrigwasser an den muschelverklebten Bühnen hocken zu sehen, eine weiß gefederte Welle, die sich im Rhythmus der Wogen hebt und senkt, von der Tafel aber nicht ablässt. Jedenfalls ist es ein eigenartiges Spiel, das die Quallen mit ihren rosa geränderten „Lippen“ bieten, fließend aufeinander zu und voneinander weg; tanzen sie ihren Wogen-Tango aus Wollust? Jedenfalls ist es von erstaunlicher Gemütlichkeit, wenn die September-Igel – wie verabredet – gegen Abend gemeinsam aus ihren Verstecken hervortrippeln und, sich ihrer Stachelwehr bewusst, Pfade und Wege überqueren.

Sylt ist ein nicht enden wollendes, sich ständig erneuerndes stetes kleines Wunder: ob die zartlila Dünenveilchen – winzige Biedermeier-Stiefmütterchen – im vom Sonnenglast ausgedorrten Sand, der bunte Schatten, den die im rasenden Frühjahrswind grün-gelb-orangefarbenen Splitterscherben von gegeneinander scheppernden Ostereierbäumen werfen, oder der bleiche Finger des Leuchtturmeuers, der durch den Novembernebel streift, als wolle er die Dünnengespenster herbeistreicheln. Manchmal, in den Sommernächten, gibt ein schweigendes Meer weit draußen Sandrippen frei, der Wind schält Fetzen von der Haut des Meeres, und die winzigen Vögel, die Strandläufer in ihrer possierlichen Emsigkeit, bilden ein flatterndes Hohlsaummuster; manchmal hängen die Regentropfen wie Glasperlen im windgeschützten Dünengras, und dann wieder rinnt der Tau an den roten Hagebutten im Zwergenwald mit seinen kleinen kandierten Äpfeln wie flüssiger Zucker herab.

Das Meer erzählt seine Märchen, sie haben je einen anderen Klang, eine immer andere Farbe, wechselnd zu jeder Jahreszeit. Mal sieht

man, bei Pulverschnee, muschelförmige weiß gepuderte Fußabdrücke – die aber, als seien die Spaziergänger entschwebt, nirgendwohin weiterführen dort, wo kein Schnee hinwehte, in jenen hohen Himmel, an dem die Möwen kokett protzig blitzenden Lalique-Schmuck tragen: Das sind die gefrorenen Seesternchen, in deren Eisschicht sich das Licht der fahlen Wintersonne bricht. Ja, die kalte Wintersonne; ihr rufen die weiß geplusterten Wogen zu: „Komm, kühle Scheibe, wir hüllen dich ein, unsere Steppdecke wird dich wärmen.“ Die kühle Scheibe aber schneidet lieber ihre tiefschwarzen Schatten in die Dünen, dräuende Segel der Seeräuber, die wohl in der Nacht vor Heiligabend die Diamanten, Picasso-Lithos und das Sèvres-Porzellan rauben werden, die unter den Weihnachtsbäumen der Strandvillen liegen sollten.

Die ständig wechselnde Naturwelt ist das Raunen von Sylt, dem ich verfallen bin: Es kann dünn und kärglich sein im kaum sich hervorwagenden Vorfrühling, wenn über dem schlohweißen Strandhafer – kein Bleike Bleikensen kann so blond sein – die ersten hellgelb-grünen Weidenkätzchen nach der Sonne lecken und die nachgepflanzten Bäumchen mit ihren drei Kummertrieben sich in Plastischatullen verstecken, der Kaninchen wegen. Sylt kann theatralisch sein, etwa ein schwarzes Paillettenkleid, leicht grünlich schillernd im abendlichen Mailicht, eine Abendrobenkrinoline, die sich im Spiegel des Wassers wiegt: die muschelbewachsenen Betonpfeiler der Bühnen. Und es kann rauschhaft sein, Sylt im Juni: Eine ganze Insel duftet nach Rosen, die Lupinen – wohl außer Dahlien die einzige Blume, die an einem Blütenstand verschiedene Farben trägt – in ihrem Goldorange mit Lila, Rosa, Weiß, Gelb und Bordeauxrot fast künstlich prunkend, während Keitum (das Dorf, in dem sich einst Kapitäne zur Ruhe setzten, im 18. Jahrhundert

Hauptort der Insel, die nur per Postsegler oder im Winter mit dem Eisboot zu erreichen war) im vielfarbenen Kissen aus blühenden Kastanien, Flieder, Rhododendron, Klatschmohn und Weißdorn ruht: ein Juwel in schimmerndem Blütensamt, darüber Wasserfälle von Goldregen.

Doch Märchen, bekanntlich, können auch giftig sein. Hat man sich eben noch staunend erfreut an Pflanzen, deren Namen aus versunkener Zeit herüberzuklingen scheinen – Krähenbeere und Glockenheide, geflecktes Knabenkraut und Lungenzian, Ährenlilie und Besenheide, Strandsalzmierle und Sonnentau, Bergsandglöckchen und Sumpfbärlapp –, kann man sich schon in der Hautklinik wiederfinden: Der so prachtvoll sein betörend duftendes Blütendach über sich wölbende Bärenklau ist so giftig, dass nur Feuerwehrleute in Spezialkleidung ihn roden können – einen Stiel mit der Hand gebrochen oder nur die scharfzackigen dekorativen Blätter gestreift, und schon erleidet man schwerste Hautverbrennungen.

Da widersteht man alsbald der adoleszenten Begierde, die blonden Kornähren auf den spätsommerlichen Äckern zu Zöpfen zu flechten, steht lieber in gesicherter Entfernung, um die zotteligen Galloway-„Bären“, mächtige schwarz gelockte Rinder, beim Weiden zu beobachten – oder ein Apfelschimmelfohlen, so niedlich-ungelenk vor dem schwarz-weiß gestreiften Leuchtturm von Kampen, als habe die Kurverwaltung es eigens dort hingestellt. Im September dann, unter der schon müder werdenden Sonne, verändern sich die Wiesen zu Baumwollfeldern aus Mississippi – die hoch wogenden Disteln haben puschelige weiße Flocken angesetzt; wer Glück hat, kann kleine stämmige Pferde – welche Rasse mag das sein? – beobachten, die dazwischen in Pampuschen einherstapfen; sie haben an den Fesseln zottelig wehendes Fell.

„Sylt ist tausendmal schöner als Wangeroog“, schreibt schon Siegfried Jacobsohn 1920 an Kurt Tucholsky, „und ebenso viel mal mehr Nordsee“; und nach einem Besuch Thomas Manns in seinem Haus in Kampen schreibt der Kritiker, der sommers seine „Weltbühne“ von hier aus redigierte: „Tatsächlich hat ja Westeuropa zwischen Hammerfest und Gibraltar nicht ihresgleichen“ über die Insel, der er „Sonne und Seligkeit“ verdankt; schon die Anreise – damals noch per Schiff – versetzt den gewieften Berliner in eine Art Taumel: „Für die Überfahrt übers Wattenmeer geb ich das ganze Engadin hin und bin meines Handels froh. Ich bin so berauscht, daß ich keine drei Minuten fest auf dem Stuhl sitzen kann.“

Ob man seinerzeit am Hafen von Munkmarsch die Ankömmlinge schon mit jenem legendären, Neulinge nach wie vor verblüffenden „Moin, Moin“ begrüßte, dessen Herkunft wie Bedeutung höchst umstritten ist? „Guten Morgen“ heißt es nicht, auch wenn Besucher, denen des Landes Brauch fremd ist, sich über diesen Gruß, wenn am späten Abend dargeboten, bass verwundern. Die eine Erklärung sagt, die Redewendung käme von der Seefahrt her und bedeute „guten Wind“, eine andere, es sei von dem dänischen Mojen abgeleitet; umstritten ist auch, ob die Wortkargheit der Nordfriesen es auf ein einmaliges „Moin“ abgekürzt hat, weil diese gern mit einem geringen Wortschatz, also auch mit einer Kürzestformel der Begrüßung auskommen und „schön“ auf Friesisch „moi“ heißt – an der allzu weitschweifigen Doppelung erkenne man die Leute aus so fernen Ländern wie Schleswig-Holstein oder Hamburg.

Indes wiederum meine Sylter Autowerkstatt mit einem aufgedruckten „Moin, Moin“ auf der Visitenkarte wirbt. Wie auch immer. Aber was mag es nun sein, was seit vielen Jahrzehnten – schon der neben

Rosa Luxemburg Mitbegründer der Kommunistischen Partei, Franz Mehring, war Anfang des 20. Jahrhunderts viel, lange und gern auf Sylt – ganz besonders zahlreich Intellektuelle, Künstler, Schriftsteller auf diese Insel zog? Ist es jener Einsamkeitsmagnetismus, wie ihn Alfred Andersch schildert, der das Eiland mit den Felsen von Cap Finisterre und den schweigenden Reihern der Camargue vergleicht? „Ich ziehe mich gern in Wildnisse zurück. Ich meine damit die Uferlinie des Wattenmeers bei Kampen, sich zu den Dünen aufschwingend, hinter denen der Donner der Oktoberbrandung sich ankündigt.“

(...)

Mein Sylt (...) beginnt ziemlich genau fünf Gehminuten von Kampens „Whiskymeile“ entfernt. Als sei da ein Zaun gezogen mit dem Schild „Zutritt verboten“ – so jäh einsam ist bereits der Weg zum und am Kampener Watt. Da umfängt den Spaziergänger eine geradezu bestürzende Stille.

Anders als am meist brandungswütenden Meer herrscht hier zur „L'heure bleue“ – je nach Jahreszeit mit unterschiedlichem Beginn: Mai und Juni erst spät, so um 19 Uhr herum, im September schon am Nachmittag – eine Art vielstimmiges Schweigen, dessen Wispern sich zusammensetzt aus dem Schirpen des Schilfs, dem schleifenden Flügelschlag der Möwen, dem Gunksen des auf dem Sand spielenden Wassers; „die Rille unbelauscht“, schrieb Paul Celan einmal.

Schwer zu definieren, worin das Betörende, die Melancholie dieser meist menschenleeren Landschaft besteht, deren Horizont sich im Frühsommer unendlich dehnt – der Himmel gleicht dem Perlmutter einer umgestülpten Riesenmuschel, graugrün und mit zarten Fäden von Rosa und Violett durchzogen. Dünen gibt es auch

anderswo, Möwen kreischen an jedem Meer, und auch Ginster soll, wie man hört, in anderen Landschaften blühen. Und dennoch: Diese Mischung aus südlichem Glast, wenn die Sonne die Luft über den endlos scheinenden Stränden sirren macht, und nördlicher Störrichkeit (nirgendwo, so scheint mir, hat der Ginster so harte, spitze und lange Dornen) – diese Mischung öffnet der Seele Fenster. Es ist nicht die – wahrlich schöne – Weichheit der lavendelduftenden Provence, wenn im Juni die ganze Insel erfüllt ist vom Duft der blühenden Heckenrosen, und es ist auch nicht die – wahrlich bizarre – surreal anmutende schwarze Härte der Lavastrände von Lanzarote, wenn sich bei Niedrigwasser die Sandbänke wie dunkel glänzende Wale hervor buckeln und hochmütig nickend die Austernfischer mit ihren roten Beinen darüber hinstelzen. Es ist, was es vielleicht gar nicht gibt: deutsch undeutsch. Diese morgendlich herankriechenden Seenebel, gegen Mittag von der Sonne aufgeleckt; diese lila mit Heidekraut wattierten Mulden, in denen abends pünktlich die Kaninchen äsen; und diese Greisenfalten des Roten Kliffs, die Jahr um Jahr tiefere Furchen zeigen: Das gibt es nur einmal auf der Welt.

Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile. Wo gäbe es das nicht auch: Vollmondnacht, Gischt und Tanggeruch. Aber wie hier, am Kliff von Morsum, plätschernd das Wasser nach einem grapscht, eine unheimlich singende Meeresversion des „Erlkönig“ erklingen lässt; und wie hier der Himmel aufgerissen wird, schweigend und zerspleißend zugleich wie Seide, wenn die Vögel im Naturschutzgebiet des Rantumer Beckens ihn schneiden: Das gibt es nur hier auf der Welt. Vor Jahren war auf Sylt ein grimmiger Winter, meine Haustür vom Schnee zugeweht und die Wasserleitung zerfroren. Ich hatte einen Gast aus Spanien. Wir gingen am

Kampener Strand spazieren, entlang einer zwei Meter hohen Wand aus grünem Glas; das waren die gefrorenen Wellen, durch die eine tief stehende fahle Sonne schien, von der aufspritzenden Gischt immer wieder verwölkt. Da sagte der Herr aus Andalusien, einen Tag vor der Rückreise nach Berlin: „Morgen fahre ich nach Deutschland zurück.“



Vom Meeresrauschen begleitet: Blick vom berühmten Roten Kliff gen Norden





Hoch über der Düne: Wanderweg von Wenningstedt nach Kampen





Dramatische Wolkenstimmung vor dem Leuchfeuer List West









